Dorenzathe.

Roman von Pielati von Java.

Aus dem Holländischen übersetzt von Leo Trop van Hermijede.

(7. Fortsetzung.)

„Geborene Komödiantin!" dachte Brons. „Warum bin ich so dumm gewesen, mich mit dem vornehmen Volk einzulassen! Aber nun habe ich einmal A gesagt und muß das Alphabet bis Z durchmachen".

Der Zug kam an; man nahm Abschied, wünschte eine angenehme Reise und das „Sleeblatt" stieg in ein Coupe erster Klasse, von allen Zurückbleibenden angestarrt und besprochen.

„Sie scheint ganz zufrieden!" war die allgemeine Ansicht. Die Lokomotive pfiff und sie fuhren davon. Alle begaben sich heimwärts, überzeugt, daß alles in guter Ordnung sei, und niemand ahnte, daß die drei Reisenden bis Arnheim kein Wort mehr als eben nöthig miteinander wechselten.

Zweiter Teil.

1. Kapitel.

„Nein, liebes Kind, so kann es nicht bleiben. Die Trauerzeit ist längst vorbei, anderthalb Jahr! Wenn du Witwe wärest und langsam von Grau zu Blau übergingest, so müßte ich nicht, wer dir daraus einen Vorwurf machen könnte, aber nun ist es nur eine Großmutter. Du liebst, meine Liebe, ich habe zwar Enkelchen gehabt, aber wenn ich denken müßte, daß sie, um mein Andenken zu ehren, die schwere Witwentrauer annähmen, so würde es mir doch doppelt schwer werden, diese schöne Welt zu verlassen."

Isabella de Marcy, der diese Worte galten, stand am Fenster eines allerliebsten Salons, der auf den Boulevard des Italiens hinausging, und wandte sich lachend einer sehr freundlichen, alten Dame zu, die am offenen Kamine saß und deren Aeußeres lebhaft an das der Gräfin de Marcy erinnerte.

„Liebe Tante, du kennst unsere Uebereinkunft; ich kam zu dir, weil ich krank, niedergeschlagen, ohne Hoffnung und Lebensmuth war; du warst so freundlich, als ich dir den Tod meiner unvergeßlichen Großmutter mittheilte, sofort zu mir zu kommen, mich zu trösten und abzuholen, obwohl ich dir gänzlich unbekannt war und die Freundschaft —"

„Genug davon. Fängst du schon wieder an. Worüber sprachen wir auch? O ja, ob du heute Abend durchaus nicht mit willst zur Soiree bei Madame d'Armainville. Antworte jetzt auf meine Frage ohne Ausflüchte!"

„Aber Tante, was haben wir denn verabredet?" antwortete Isabella.

„Ja, vor einem Jahre, da du aussahst, als wenn du den bittersten Liebeskummer erfahren hättest. Wer weiß? Du willst mich doch wohl nicht in dein Vertrauen ziehen!"

„Aber, liebe Tante!"

„Nein, nun, ich will mich auch nicht einmischen, aber verlange nicht von mir, daß ich glauben soll, der Verlust deiner alten Großmutter allein habe dir die Welt so zuwider gemacht."

„Nein, Tante, das ist es auch nicht allein. Ich habe eine Scheu vor allem, was ich nicht kenne, und daher vor der großen Welt."

„Die du doch aus so vielen Romanen kennen gelernt hast! Aber habe nur keine Sorge, mein Schatz! Die Welt, worin Madame Ducombel, geborene Gräfin de Marcy-Granville, dich trotz ihrer bürgerlichen Neigungen entführen will, hat mit der parfümierten Salons des Herrn Feuillet, Houssaye und wie die Skribenten heißen mögen, nichts zu schaffen."

„Darum zweifle ich keinen Augenblick aber —"

„Was aber?"

„Ich möchte lieber ruhig in unserer stillen Loge bleiben, um mich an der italienischen Oper zu ergötzen."

„Immer diese Opern! Wann wirst du endlich genug davon haben?"

„Musik ist das einzige, was mir Genuß bereitet."

„Einer Soiree bei der geistreichen Madame d'Armainville hast du nie beigewohnt; sie hat mich dringend aufgefordert, dich mitzubringen. Ihr Sohn Albert brennt vor Verlangen, dich kennen zu lernen."

„Tante, sprich mir doch nicht von den Söhnen deiner Freundinnen."

„Albert ist von gutem Adel, Isabella," neckte die alte Dame, schalkhaft unter ihrer goldenen Lorgnette ihrem Nichtchen zublinzelnd.

„Das ist mir ganz gleichgültig! Liebe Tante, du weißt doch, was ich zur ersten Bedingung machte, als ich mit dir ging, daß du mit Heirathsplänen nicht kommen möchtest; lieber wollt' ich ganz im Kloster bleiben."

„Ja, das habe ich damals versprochen, aber ist die Zeit noch nicht vorbei? Wirst du nie menschenfreundlichere Gesinnungen annehmen oder hast du schon ein Gelübde abgelegt, eine alte Jungfer zu bleiben?"

„Schon lange, ich will an keine Heirath denken, jetzt nicht und nächstes Jahr nicht und nie und nimmer!"

„Aber wie ist es mit den Soireen?"

„Nun, für heute Abend will ich zusagen, weil du so darauf bestehst, aber nur für dies eine Mal!"

„Ist deine Toilette für die Soiree in Ordnung, Isabella?" frug Madame Ducombel.

„Mein schwarzseidenes Kleid wird ja wohl gut sein, du weißt, ich habe den Farben abgeschworen."

„Sonderbares Kind! Isabella, wenn man mir sagte du wärest eine Witwe, eine wirklich trostlose Witwe, so würde es mich gar nicht wundern."

Isabella blickte aus dem Fenster und so entging ihrer Tante das kummervolle Lächeln, das ihre Lippen verzog.

„Witwe, schlimmer als Witwe!" seufzte sie, „ich bin nichts . . . ich spiele eine Rolle, und kann selbst der guten Tante das Verhältnis nicht auseinanderlegen, ohne einen Theil der Wahrheit zu verschweigen. Ich darf ihm nicht Unrecht widerfahren lassen und auch meinen lieben Vater nicht als — Betrüger vor ihren Augen hinstellen, sie würde darin nur einen neuen Beleg erblicken, daß ein adeliger Titel kein Freibrief vor niedrigen Handlungen ist."

„Wenn du dir so wenig daraus machst, Isabella, so werde ich mich genöthigt sehen, deine Toilette mit Jeannette zu besprechen, damit du mir keine Unehre anthust."

Und mit einer Lebendigkeit, um die manches junge Mädchen die fast Siebzigjährige beneidet hätte, huschte sie zum Zimmer hinaus, worauf Isabella sich lustlos in einen niederen Sessel warf.

Die anderthalb Jahre, die seit dem denkwürdigen 1. Mai vergangen waren, hatten ihr nicht viel Sorgen gemacht. Ihre Tante brachte den Winter mit ihr in Mentone zu, und den Sommer in der Gegend von Tours, wo Madame Ducombel ein Landgut besaß.

Sie empfingen da wenig Besuch, obschon ihre Tante einen ausgedehnten Kreis von Bekannten und Freunden hatte, aber sie nahm Rücksicht auf Isabella's Menschenscheu und ließ auch ihre Trauer um den Tod ihrer Großmutter gern als einen Grund der Absonderung gelten. In ihrem Innern aber war sie überzeugt, daß eine Herzensangelegenheit dabei im Spiele war und Isabella noch andere Gründe hatte, sich von der Welt zurückzuziehen.

Frau Ducombel war in ihrer Zeit die würdige Gefährtin eines Geschäftsmannes gewesen, und in wie vielen Punkten sie Isabella an ihre Großmutter erinnerte, hierin bestand ein himmelweiter Unterschied. Sie sprach über finanzielle Fragen und Börsenangelegenheiten mit mehr Routine und Sachkenntniß als der Notar Barends, und wenn Isabella das staunend anhörte, that es ihr nachträglich noch leid, daß der alte Familiengeist ihre Großmutter von dieser tüchtigen Frau entfernt hatte.

„Hätte die Tante ihre Hand in Dorenzathe gehabt, so wäre all das Elend uns erspart geblieben," dachte sie manchmal, und schrieb es auch ihrem Vater, der inzwischen im Haag ein flottes Junggesellenleben führte und gar nicht nach seiner Tochter zu verlangen schien.

Isabella ihrerseits fühlte sich bei der herzlichen, kinderlosen alten Dame, die sie so zärtlich „mein Kind" nannte, ganz wie zu Hause. Es herrschte ein so vornehmer Ton, daß sie das Bürgerliche ihrer Umgebung ganz vergaß, und wo könnte sie in ihrer eigenthümlichen Stellung eine bessere Stütze finden als bei der mütterlichen Freundin?

Madame Ducombel war eine Pariserin von echtem Stempel, lebendig, energisch, von der lebhaften Ueberzeugung durchdrungen, daß der Mensch nicht auf der Welt ist, um zu seufzen und zu wehklagen, sondern, daß es nach den Geschäften nichts Besseres geht, als ein gemüthliches Beisammensein in einem hell erleuchteten Saal, worin man sich von guten geist- und witzreichen Freunden umgeben, dem echt französischen Genuß „Causerie" überlassen kann. Aus anderen Dingen machte sie sich nicht viel, aber einer Soiree beizuwohnen, wo sie bei einer Partie Whist über das neuste Buch, die letzten finanziellen Berichte, die jüngste der gerade aufgeführten Opern und so weiter plaudern konnte, das war für sie ein Vergnügen, worauf sie nicht gern Verzicht leistete.

„Wenn Isabella einmal mitgewesen ist", dachte sie, „so kann ich auch ungehindert meine kleinen Abende wieder beginnen."

Isabella aber brachte ein Opfer! Sie verlangte nichts von der Welt als einen Spaziergang über die glänzenden Boulevards, den Genuß der Kunstschätze, die das Louvre darbietet, den Besuch der Oper oder eines klassischen Konzerts. Im übrigen Einsamkeit und Vergessenheit.

Sie hatte die Bekanntschaft einiger älteren Damen gemacht, die zugleich mit Madame Ducombel Mitglieder eines wohlthätigen Vereins waren. Tante Isaure konnte nicht mehr so regelmäßig an den Versammlungen theilnehmen und die Armen besuchen und war gerne zufrieden, daß Isabella sich bereitwillig anbot, ihre Stelle einzunehmen.

Mit vielem Eifer widmete sich das Mädchen ihrer neuen Aufgabe; sie hatte nun etwas, das ihr zu handeln und zu denken gab. Ihre Finger beschäftigten sich viel mit der Nadel und dem groben Leinen; Almosen konnte sie nicht austheilen. Die junge Frau Brons wollte nichts von dem, was ihrem Manne gehörte, als ihr Eigenthum betrachten, darum schenkte sie das Werk ihrer Hände — mehr als das — die Gabe ihres tröstenden ermunternden Wortes, wenn sie zu den armseligen Behausungen des Elends niederstieg, oder, wohl richtiger ausgedrückt, emporstieg. — ein Elend, dessen Existenz man in dem königlichen Paris, in der Stadt des raffinirtesten Luxus und der höchsten Kultur, kaum vermuthen würde.

Da hat sie ja viel Schuld und nie dringe Gesinnung, aber andererseits auch Aufopferung und Tugenden gefunden, wovon die bisher von ihrem Hochmuth so umschleierte Jungfrau keine Ahnung gehabt hatte.

Ihre Bekanntschaft mit Damen aus dem anziehlichen Bürgerstande trug wesentlich dazu bei, ihre Vorurtheile gegen die bürgerlichen Kreise, wenn nicht ganz zu beseitigen, so doch zu vermindern.

Isabella hatte während ihres Aufenthaltes in Paris auch Gelegenheit, die Werkstätten in Augenschein zu nehmen, wo der menschliche Geist den Stoff beseelt, wo das Genie die Natur sich dienstbar macht; ihr Verstand war zu klar, ihre Einsicht zu scharf, als daß sie nicht Ehrerbietung gefühlt hätte für die Wunder, welche Anstrengung, Studien und Beharrlichkeit zustande gebracht hatten, mochten diese sich offenbaren in den unsterblichen Kunstwerken, welche die Säle der Museen füllten, oder in den Monumenten, die von allen Seiten ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, oder vielleicht mehr noch in jenen unscheinbaren Werkstätten, wo alles zustande gebracht wird, was unser Jahrhundert noch besonders auszeichnet, die Wunder der Industrie.

Paris ist für sie die Stadt, worin der menschliche Geist — in gewisser Beziehung wenigstens — sein Triumphlied anstimmt, und sie hatte von den Regungen dieses Geistes bisher sozusagen nicht das mindeste gewußt. Jetzt mehrte sich ihr Wissen, jetzt erweiterte sich ihr Blick, sie sah, wie in der Welt gearbeitet, gekämpft und geduldet wird, wieviel es kostet, sich dort einen Platz zu erobern, und sie mußte es sich beschämt sagen, wie wenig Verdienst und Nutzen ihr Vater davon hatte, sich Vicomte de Marcy zu nennen!

Ohne die Aufopferung eines Bürgerlichen wäre auf den Namen ein ewiger Schandfleck geworfen? Und sie selbst? Je länger, je mehr fühlte sich Isabella namenlos gedemüthigt gegenüber jenem Knaben, wie sie ihn in Gedanken noch nannte. Sie konnte seinem Stolz den ihrigen nicht gegenüberstellen, denn worauf sollte sie noch stolz sein?

Sie begriff, daß er sie verachtete, daß er das Recht hatte, wenn sie ihm mit versöhnenden Worten entgegentrat, sie kalt und stolz zurückzuweisen, und das, meinte Isabella, müßte das schwerste sein. Sie suchte indes die Zukunft zu vergessen. Die Gegenwart würde ohne das Vorgefallene glücklich gewesen sein, nun war ihr jetziger Zustand doch leidlich zu nennen und so gut, wie die Umstände es zuließen. Sie hatte sich bis jetzt mit dem besten Anstand in ihre eigenthümliche Lage gefunden und nur mit großem Widerwillen trat sie für diesen Abend aus dem selbstgezogenen Kreis heraus, um ihrer Tante in eine fremde Gesellschaft zu folgen.

Die Erscheinung der schönen, aristokratischen Nichte der Madame Ducombel machte Eindruck. Zu ihrem Schrecken bemerkte sie, daß ihre Tante nicht die volle Wahrheit gesagt hatte, denn es war keine einfache Familiensoiree, sondern ein „Miniaturball."

Es war Isabella sonderbar zumuthe; seit jenem Abend im Kasino zu Grootbaarsen war sie nicht mehr in Gesellschaft gewesen. Alles trat ihr wieder vor den Geist, die Bedenken ihrer Großmama, die leichtherzigen Bemerkungen ihres Vaters, das pockennarbige Gesicht des alten Brons und daneben Alfreds noble Erscheinung. Schon an jenem Abend hatte sie ihn kühl und stolz behandelt, und doch hatte er nur ihr Bestes im Auge gehabt.

„Aber nein," dachte sie „ich könnte eine solche mir aufgedrungene Liebe nicht erwidern; Dank bin ich ihm schuldig, er hat das Recht, jeden Anspruch auf mich geltend zu machen, es kostet ihm nur ein Wort, und ich werde meine Pflichten als Frau erfüllen, an seiner Seite leben; aber ihn lieben — nimmer!"

Und sie schauderte bei dem Gedanken, daß er auf seinen Entschluß zurückkommen und sie zwingen könnte, ihm nach Dorenzathe zu folgen. Diese Furcht schwebte noch immer vor ihrem Geiste und jetzt war es ihr, als wenn sie, aus ihrem sicheren Versteck in das volle Licht getreten, ihm plötzlich zwischen all den Fremden begegnen müsse und wenn ihr seine Stimme drohend zurief:

„Du bist eine Betrügerin! Du spielst eine Rolle, du trägst einen Namen, der nicht mehr der deine ist. Komm her, folge mir!"

Und sie war wieder auf Dorenzathe; sie saß am Tisch neben dem Schuhputzer ihres Vaters, der Zimmermann schritt hin und her und die Obstverkäuferin lag in Großmamas Sessel ausgestreckt.

„So tief in Gedanken, gnädiges Fräulein?" sagte eine Stimme neben ihr.

Sie blickte auf und erkannte Albert d'Armainville.

„Kann ich sie nicht zu einem Tänzchen bewegen, einem einzigen nur?"

„Nein," antwortete sie entschieden, „ich tanze nie".

„In ihrem Alter ist es auch ein unerlaubtes Vergnügen," sagte er mit seiner ironischen Ironie. „Ja, in Ihren Jahren, die Ihnen nicht mehr erlauben, weiß zu tragen und sich mit Blumen zu schmücken."

„Ich wüßte nicht, Marquis, daß die Herren sich mit den Einzelbetten der Damentoiletten befassen."

„Wenn wir es nicht thäten, Gräfin, wofür würden die Damen dann ihre Kleidung als eine der Hauptaufgaben des Lebens betrachten?"

„So wäre nach ihrem Dafürhalten unsere Aufgabe, dafür zu sorgen, daß Ihre Kenntnis der Modeartikel bereichert wird. Tante schön, wir verdienen die Beleidigung nicht."

„Beleidigung?"

„In meinen Augen wenigstens, vielleicht sehen andere eine Ehre darin!"

„Denken alle holländischen Damen so darüber, und machen sie nur Toilette, um einen Genuß höherer ästhetischer Art zu haben.

„Ich weiß es nicht." lachte Isabella, „ich weiß allein, daß ich mich dunkel gekleidet habe, um niemand zu verleiten, einen fruchtlosen Anfall auf meine Gesellschaft als Tänzerin zu wagen."

„Unerbittlich also?"

„Unerbittlich!"

„Auch keinen Spaziergang durch den Saal, ohne zu tanzen?"

„Lieber nicht!"

„Aber was sind Sie denn eigentlich, Gräfin? Eine Religiose im seidenen Gewande oder eine Gelehrte, ein Blaustrumpf?"

Isabella zuckte die Achseln und sagte dann lächelnd:

„Vielleicht!"

„Ein sonderbares Mädchen, dachte der Marquis, der sich nach einer höflichen Verbeugung von Isabella entfernte. Ihr Leben muß eine Seite enthalten, worauf die Antwort des Räthsels steht, das sie auf ihrer schönen Stirn trägt, jene schwarze Sphinx!"

Das letzte Wort gefiel dem Marquis, der gern seinen Witz bewundern ließ, so, daß er es beim nächsten Tanz seiner Dame zuflüsterte, und so ging es bald im Salon von Mund zu Mund.

Isabella saß inzwischen auf dem Sofa neben einer Dame, welche drei Töchter unter den Tänzerinnen hatte und ihr mit großem Ernst erzählte, wie schwer es in der jetzigen Zeit sei, Mädchen ohne Mitgift an den Mann zu bringen. Isabella gab sich Mühe, ihr Aufmerksamkeit zu schenken; ihre Tante, die bei der Dame des Hauses saß, ärgerte sich über ihre steife Haltung.

„Das Kind sucht die Gesellschaft der alten Damen," sagte sie zu ihrer Freundin, „und ist nicht zu bewegen, sich der jungen Welt anzuschließen. Das ist die Schuld ihrer Großmutter, die sie gar zu einseitig erzogen hat, und dann kommt sie aus einem Lande, wo man nichts sieht als Wasser, graue Luft, Nebel und wieder Wasser. Kein Wunder, daß sie noch ein wenig still ist, aber es wird schon gehen."

„Wenn du mir nicht das Gegentheil gesagt hättest, Isaure, so hätte ich dein Nichtchen für eine Frau gehalten, nicht für eine Wittwe, denn die sind gewöhnlich noch lustiger als die jungen Mädchen. Ihre Toilette aber und ihre ganze Haltung sind nicht die eines Mädchens, das eben erst 20 Jahre alt geworden ist. Uebrigens hat sie ein sehr interessantes und distinguirtes Wesen."

„Jeder Zoll eine Lady," sagte ein alter General, der ebenfalls am Theetisch saß und die letzten Worte aufgefangen hatte.

„Sie haben uns belauscht, General, das ist nicht schön," sagte die Madame Ducombel, mit dem Finger drohend, „aber ihr Kompliment hat vieles wieder gutgemacht."

Der alte Herr verbeugte sich lächelnd vor der freundlichen Siebzigjährigen, dann stand er auf und setzte sich auf den Stuhl, der neben Isabellas Sitz leer stand, wodurch sie von den Jeremiaden der Familienmutter befreit wurde.

Nach dem Korb, den der Marquis sich geholt, wagte es niemand mehr, sie zum Tanze aufzufordern; sie unterhielt sich sehr gut in dem ernsten Gespräch mit dem General, aber es war ihr doch angenehm, als Frau Ducombel, früher als sie erwartet hatte, Anstalten zum Aufbruch machte.

Kaum saß sie im Wagen, als die alte Dame sagte:

„Nun habe ich doch gesehen, daß es dir Ernst ist mit deinen Wittwenmanieren. Was bist du doch für ein merkwürdiges Kind, Isabella, daß du den ganzen Abend mitten in einer fröhlichen Gesellschaft, die lustig um dich herumtanzt, zwischen einem alten General und einer lästigen Schwätzerin sitzen bleibst."

„Ich habe mich aber sehr gut unterhalten, Tante!"

„Wirklich? Das freut mich! Nun, du wirst viele deiner neuen Bekannten wohl wiederfinden. Der General hat gefragt, ob er am nächsten Mittwoch sich einfinden darf, und Frau d'Armainville hat mir anvertraut, daß Albert dich verehrenswerth findet."

„Ich bitte dich, liebe Tante, laß das doch ruhen!"

„Ist das die holländische Etikette, die so zurückhaltend macht? Ich glaubte gerade, daß du mehr englisch erzogen wärest, freier als die französischen jungen Damen."

Isabella sagte kein Wort mehr; sie lehnte sich in die Kissen zurück und ließ ihre Tante sprechen, aber als sie zu Hause angelangt waren und die Gasflammen Isabellas Züge heller erleuchteten, sah Madame Ducombel sofort mit ihrem scharfen Blick, daß in ihren Augen und auf ihren Wangen die Spuren von Thränen noch standen.

„Komm, liebes Kind, laß es nur gut sein," sagte sie tröstend, „man kann niemand zu einem Vergnügen zwingen. Ich dachte, daß du nur deshalb die Gesellschaft so scheutest, weil du das gemüthliche einer Pariser Soiree nicht kanntest. Aber wenn du so standhaft bleibst und dich dort so langweilst, dann geh nur in Gottes Namen mit Madame Bronchat zur Oper oder zum Drama, wo niemand sich dir nahen kann, oder in deinen Wohlthätigkeitsverein."

2. Kapitel.

„Isabella, ich glaube wirklich, daß deine Sprödigkeit ihren Grund hat in einer Art Geringschätzung, womit du auf den Kreis meiner Bekannten herabsiehst. Madame d'Armainville ist allerdings Marquise, aber es ist ein Adel, der noch kein Jahrhundert zählt, während du noch von den Montmorency herstammst. Wenn du willst, führe ich dich in andere Kreise, denn obschon ich längst mit dem Familienstolz gebrochen habe, besitze ich noch genug freundschaftliche Beziehungen zu meinen Standesgenossen."

„Aber, liebe Tante, laß diese Neckereien doch sein! Glaubst du mir denn nicht, wenn ich dir versichere, daß ich mir nichts mehr aus diesen Dingen mache? Vor einigen Jahren, als ich noch jung war, vielleicht!"

„Noch jung? — Aber was fehlt dir denn jetzt, meine ehrwürdige Wittwe?"

„Mir fehlt nichts, ich fühle mich glücklich, daß ich ein wenig für dich sorgen kann, da du mich immer an meine liebe Großmutter erinnerst, wenn dir aber meine Gesellschaft weniger angenehm sein sollte, so bleibt mir nur ein Ausweg — ich nehme in England oder Rußland eine Stelle an. Vorläufig aber möchte ich bei dir die Rolle einer Gesellschaftsdame spielen."

„Nimm dich in acht! Wenn ich dich als solche betrachten soll, dann bist du mir Gehorsam schuldig, und dann wehe dir!" sagte lächelnd Madame Ducombel.

„Nein, ich habe keine Furcht! Die gute Tante wird ihr armes Nichtchen nicht zwingen wollen, etwas zu thun, was sie unglücklich machen würde!" rief Isabella und umarmte die alte Dame mit Thränen in den Augen und dachte: „O hätte ich dich früher gekannt, so wäre ich nicht von dieser schweren Fessel gebunden!"

Sie stand im Begriff, alles zu erzählen, aber ihr Stolz und der Gedanke an ihren Vater hielten sie zurück.

„Unglücklich machen, mein Schatz, wie könnte ich das wollen. Es ist gerade mein liebster Wunsch, dich glücklich zu sehen," erwiderte Madame Ducombel.

„Das bin ich hier, unter dem Schutze deiner mütterlichen Liebe und nirgendswo anders!"

„Nun, reden wir also nicht weiter davon! Thue, was du für recht hältst, aber verlaß mich nicht. Ich kann mir kaum vorstellen, wie ich so lange Jahre ohne dich fertig werden konnte."

„Und heute abend, wenn deine Freunde kommen, werde ich den Thee servieren und die Tochter des Hauses machen," sagte Isabella.

„Bravo! Das ist verständig gesprochen! Und ein blaues Kleid?"

„Nein, ein graues, um den Uebergang etwas leichter zu machen."

Am Abend war der junge Marquis wieder da und der alte General, ein Professor der Ecole Centrale mit seiner Frau und noch einige andere Damen.

Isabella war allerliebst, und ihre Tante war ganz mit ihr zufrieden. Sie hörte mit besonderem Interesse dem Professor zu, der von den neuesten Erfindungen auf dem Gebiete der Naturkunde und der Industrie in ebenso unterhaltender als allgemein verständlicher Weise sprach.

„Nun begreife ich auch," sagte eine junge Dame, „warum jetzt in den modernen Dramen und Komödien die Rolle des ersten Liebhabers nicht mehr wie früher den jungen Baronen und tapferen Offizieren zufällt, sondern den Ingenieuren."

Die Frau des Professors lächelte und meinte:

„Ich habe immer für die Ingenieure geschwärmt, und die Offiziere werden hoffentlich bald überflüssig sein, wenn der allgemeine Friede herrschen wird, wenn keine nationalen Streitigkeiten mehr sind und keine Grenzen."

„Meine Liebe! Hast du wieder im Viktor Hugo geblättert?" bemerkte ihr Mann trocken.

„Die Zeit wird kommen! Bald werden alle Völker friedlich nebeneinander wohnen, wie jetzt auf der Weltausstellung des Champ de Mars; sie kennen dann nur Wetteifer, nicht, wer die größten Heere, sondern wer das Schönste liefern kann auf dem Gebiete der Kunst und Industrie. Und die Ingenieure sind es, die dieser Zeit die Bahn bereiten!"

Isabella servierte den Thee, ohne aufzublicken.

Der Marquis lachte spöttisch über das lebhafte Plaidoyer der jungen Frau und rieth ihr, einen Aufruf an alle jungen Mädchen der Welt zu erlassen, um sie zu bestimmen, keine anderen Männer zu nehmen als solche, die das Ingenieurdiplom vorzeigen könnten.

„Warum nicht?" erwiderte sie lachend, „schon jetzt ist die Zeit gekommen, wo kein Ingenieur sein Diplom für einen Adelsbrief hergeben wird!"

Der Marquis wußte nicht, ob er zürnen oder lachen sollte, und die junge Frau, die besonders an der Miene ihres Mannes bemerkte, daß sie zu weit gegangen war, wandte sich an Isabella:

„Sie mögen entscheiden, liebes Fräulein, Sie tragen einen klingenden Namen, wollen Sie meinem Aufruf Gehör geben, oder sind Sie nicht meiner Ansicht?"

„Ich habe immer eine gewisse Ehrfurcht vor allem gehabt, was den Stempel der Jahrhunderte trägt. Wenn ich in zwei- oder dreihundert Jahren nochmals zur Welt zurückkehrte, würde ich vielleicht für die Industriehelden des 19. Jahrhunderts ebenso schwärmen, wie ich es jetzt für den großen Conde und den Connetable de Montgomery thue."

„Ha, ich sehe schon," triumphierte der Marquis, „wir stehen auf dem nämlichen Standpunkt, wir sind Vertheidiger der Vorrechte der Geburt, nicht wahr, Komtesse?"

„Nein, das nicht," entgegnete Isabella nachdenklich.

Und sie verglich in Gedanken das unbedeutende Boulevard- und Salonleben des Marquis mit dem von so vielen anderen, die sich mühen und arbeiten, um eine Stelle zu erringen, welche das Ihrige dazu beitragen, um die Welt mit nützlichen Erfindungen zu bereichern, oder den Geist durch Meisterwerke der Kunst zu veredeln; doch sie schwieg, denn der Verlauf des Gesprächs flößte ihr ein gewisses Unbehagen ein.

„Aber Jaqueline," wandte sich Frau Ducombel an die Professorsfrau, „weißt du wohl, daß deine Ingenieure von einem Stoff abhängig sind, der ihnen, wenn auch nicht heute oder morgen, so doch eines Tages ausgehen wird! Was ist ein Kaufmann ohne Geld, ein Soldat ohne Schwert, ein Ingenieur ohne Steinkohlen!"

„Kommt Zeit, kommt Rath," meinte die andere, die sich so leicht nicht aus dem Felde schlagen ließ, „und wenn alle Kohlenminen erschöpft sein sollten, wird die Elektrizität sie vielleicht überflüssig gemacht haben."

„Vorläufig brauchen wir uns keine Sorge zu machen," mischte sich der Professor ein, „es ist noch Vorrath genug da. Heute noch las ich, daß ein Landsmann von Ihnen, gnädiges Fräulein, ein junger Ingenieur, in Minen, die man als erschöpft hielt, durch ein neues Verfahren Adern zu entdecken wußte. Der Name ist holländisch, er nennt sich Brons."

Isabella mußte ihre Tasse niedersetzen, als sie den Namen ihres Gatten von dem Professor hörte, denn ihre Hand bebte merklich; aber niemand sah ihre Erregung, da keines ahnen konnte, welche Beziehungen zwischen der Nichte der Madame Ducombel und dem Unbekannten bestanden.

„Dann kenne ich doch ein holländisches Wort. Wenn es sich bestätigt, wird er sich einen Namen machen; ich möchte gern Näheres darüber erfahren und werde mich bemühen, seine Adresse zu erhalten. Wie thöricht, nicht wahr, gnädiges Fräulein, mein erster Gedanke war, zu fragen, ob Sie ihn vielleicht zufällig kennen."

„Aber Jacques, das wäre ebenso thöricht, als wenn ein Holländer sich bei dir nach einem Pariser, der im Viertel Belleville wohnt, erkundigen wollte."

„Das habe ich auch gedacht, meine Theuerste, und darum habe ich die Frage auch nicht an die Gräfin gerichtet."

Isabella schwieg, sie war jetzt glühend roth geworden. Armes Kind! sie wußte sich noch so wenig zu beherrschen, und es war ihr, als wenn die ganze Gesellschaft das Geheimnis auf ihrer Stirne lesen könne.

Aber man sprach über andere Dinge und niemand achtete auf den Farbenwechsel der Theeschenkerin, als vielleicht allein ihre Tante, die an eine Erkältung dachte und ihr diesen Abend Gerstenwasser, das Universalmittel der Franzosen, zu trinken geben wollte.

Als sie allein war, seufzte Isabella tief auf und fragte sich, wie das enden würde. Das Hören seines Namens hier in der Fremde machte auf sie einen unbeschreiblichen Eindruck. Was ging sie der Fremde an mit seinen Erfindungen, womit die gelehrte Welt sich beschäftigte

Dann überlief sie ein kalter Schauer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sozialdemokraten und ihre Väter.

Erzählung von Konrad v. Bolanden

Erster Teil.

III.

Liberale Arbeiter-Impfung.

Fortsetzung.

„Ich glaube, wir können die Statuten unverändert annehmen, zumal dieselben in jeder Beziehung dem liberalen Programm entsprechen," sagte Klatka.

„Ich bin gleicher Ansicht," erwiderte Schacherl, und alle Köpfe nickten beifällig.

Da erhob sich Gottfried Ehrwart.

„Meine Herren! Mir und Ihnen gegenüber bin ich zur Erwiderung auf den Vortrag des Herrn Professors verpflichtet," hob er mit fester Stimme an, die immer stärker anwuchs, als sei es ihm Bedürfnis, die lange zurückgedrängte Gemütsbewegung ausströmen zu lassen. „Der Herr Professor hielt es für angemessen, die Christusreligion in sehr scharfer Weise anzugreifen, dieselbe als törichten Aberglauben, als Mumie und Leiche darzustellen. Hiezu konnte Herr Dr. Oechsel nur durch persönliche Regungen des Widerwillens gegen das Christentum bestimmt werden; denn sein abfälliges Urteil widerspricht den Tatsachen der Vergangenheit und der Gegenwart. In der Vergangenheit hat das Licht der christlichen Religion die Finsternis des Heidentums überwunden, — es hat die Götzenaltäre gestürzt, auf denen auch Menschen geopfert wurden, — es hat gräuliche Sitten und Gebräuche ausgerottet, Sitten von so haarsträubender Art, daß sie im deutschen Urwald sogar die Menschenfresserei ermöglichten und verwirklichten. Das Christentum hat den heidnischen Barbaren Germaniens die wilde Zügellosigkeit abgestreift und sie gekleidet in das lichte Gewand christlicher Tugend, — es hat unsere Ahnen in der Kultur von Stufe zu Stufe emporgeführt, bis zur Blüte in Kunst und Gewerben, — es hat sie den Ackerbau gelehrt und ihnen die Quellen des Wissens geöffnet. Unbestreitbar ist das segensreiche Walten der Christusreligion, — unbestreitbar deren maßloses Verdienst in der Kulturführung der Nationen, — unbestreitbar die Wirksamkeit ihres geistigen Einflusses für die Erneuerung und Rettung der in Wahn und Lastern versunkenen Menschheit. Wer dieses leugnet, der kennt nicht die Geschichte, oder sein böser Wille verblendet ihn gegen die Wahrheit. Und heute noch besitzt die Christusreligion ungeschwächt dieselbe Macht für alle, die sich ihrem Geiste nicht verschließen. Heute noch gießt dieses Himmelslicht seine Strahlen und Gnaden aus in alle empfänglichen Herzen, — heute noch befähigt es zur entsagenden opferwilligen Nächstenliebe, zu glänzenden Tugenden, zu ganz erstaunlichen Werken des Heroismus. Wer die Errungenschaften der modernen Wissenschaft gegen die geoffenbarte Wahrheit in das Feld führt, der vergißt, daß die Wissenschaft eine sehr veränderliche, widerspruchsvolle Dame ist. Nicht selten stößt sie heute um, was sie gestern gelehrt hat. Aus irreligiösen wissenschaftlichen Schulen sind niemals Verbände, Kongregationen und Orden hervorgegangen, deren Glieder ihr ganzes Leben dem Dienste der Nächstenliebe weihen, deren irdisches Dasein eine fortgesetzte Kette von Selbstverleugnung und eine Opferwilligkeit ohne Schranken ist. Nur die Christusreligion erzeugt solche Helden. Darum ist es ein starker Verstoß gegen die Tatsachen der Vergangenheit, und eine Ungerechtigkeit gegen die Erscheinungen der Gegenwart, das Christentum eine Leiche und Mumie zu nennen."

Er hatte mit Kraft und Feuer gesprochen. Wie eine fesselnde Erscheinung stand der junge Mann im Kreise der Zuhörer. Seine glühenden Wangen, seine geistsprühenden Augen, seine Redegewandtheit und sein mutvolles Eintreten für den religiösen Glau-